

Verbale Kommunikation als luxurierte Stimmföhlung?

*Wiegel wagel rollke tollke
ene mene minke tinke
wiegel wagel weg*

(Von meinem Vater überlieferter Abzählvers)

Da der Mensch ein Lebewesen ist, sind Fragen, die sich aus seiner Lebensart ergeben, immer auch Fragen an die Biologie. Das trifft natürlich auch auf die Frage nach dem Zusammenhang zwischen phylogenetischer und ontogenetischer Sprachentwicklung zu. Die Frage „Wie ist es zu verstehen, daß die menschliche Stammesgeschichte die Entwicklung eines neuronalen Programms befördert hat, das das Individuum zum ontogenetischen Spracherwerb führt, und wo liegen die Wurzeln dieser Entwicklung?“ hat mehrere Erklärungsansätze erfahren, die ich nicht alle aufzählen will. Bekannt ist etwa die Auffassung, die gemeinsam Großwild jagende Männerhorde habe sich nur auf der Basis sprachlicher Verständigung etablieren können, weshalb hier koevolutive Zusammenhänge zu vermuten seien, oder die, das Herstellen von Werkzeugen hätte die Sprachentwicklung initiiert und weiter befördert (vgl. dazu *Lewin, R.* 1995, 176ff.). In beiden Fällen müßte man fragen, warum der Mensch schon als Kleinkind sprechen lernt, und zwar Junge wie Mädchen - wenn auch nicht gleichermaßen: Dem Forscherehepaar Jonas fiel nämlich auf, daß etlichen psychologischen Untersuchungen zufolge „Mädchen in allen Aspekten der Sprachfähigkeit den Jungen überlegen sind“ (*Jonas, D. F./Jonas, A. D.* 1979, 25, vgl. auch *Moir, A./Jessel, D.* 1990, 80ff.). Sprechen könnte danach eine eher weibliche Domäne sein, in der Pubertät allerdings scheint sich die Sprachbegabung der Geschlechter wieder auszugleichen (*Moir, A./Jessel, D.* 1990, 121). Vor allem aber beginnt das Sprechen ontogenetisch eben nicht mit dem Erwachsenwerden, sondern schon erheblich früher. Die Jonas' sehen den stammesgeschichtlichen Ursprung des Sprechens daher in den besonderen Bedingungen des menschlichen Säuglings- und Kleinkindalters, speziell in der Kommunikation von Müttern mit ihren Kindern. Ich will deshalb an ihre Theorie anknüpfen, die ich für plausibler

halte als Sprachentstehungstheorien, die die Sprechbedürfnisse erwachsener Männer als Ausgangspunkt wählen.

Soviel ist sicher: Die Wurzeln der menschlichen Sprachfähigkeit müssen schon weit vor dem Auftreten des eigentlichen Sprechens und Sprachverstehens liegen. Sprachfähigkeit geht einher mit einem komplexen Gehirn, einem zu differenzierter Lautgebung fähigen Sprechorgan sowie einem Organ, das die von Sprechwerkzeugen produzierten Lautgestalten wahrnehmen und einer Deutung zuführen kann. Physiologisch stellt Sprachfähigkeit sich daher auf zweierlei Weise dar: Sie ist spezifische Motorik und sie ist spezifische Sensorik, ein Aspekt, auf den schon *Arnold Gehlen* hingewiesen hat (1966, 193ff.). Beides muß in Ansätzen vorhanden gewesen sein, bevor unsere Vorfahren wirklich sprechen konnten, und beides muß von vornherein auf die lange ontogenetische Entwicklung des Menschen appliziert worden sein: Zunächst ist lediglich die Fähigkeit zu einer spezifischen Lautgebung vorhanden – Neugeborene können schreien. Dann beginnt etwa im dritten Monat die Lallperiode. Plötzlich setzt ein halbes Jahr später mit dem ersten echten „Wort“ die ziemlich stürmische Entwicklung der Sprachfähigkeit ein. Den Einwortsätzen folgen im achtzehnten Monat die Zweiwortsätze, dann bald Mehrwortsätze. Mit zweieinhalb Jahren etwa tritt die Flexion auf. Der Wortschatz eines Dreijährigen umfaßt rund tausend Wörter, und ein Vierjähriger verfügt über die elementaren Regeln der Syntax. Von einer Beherrschung der Muttersprache kann aber frühestens mit etwa neun Jahren die Rede sein (vgl. z.B. *Oksaar, E.* 1979, 147).

Wiederholt hier die Ontogenese die Phylogenese gemäß Haeckels biogenetischer Grundregel? Betrachtet man die Entwicklung des wichtigsten Sprechorgans, des Kehlkopfes, dann scheint das zu gelten: Babys werden mit einem säugertypisch hoch im Hals liegenden Kehlkopf geboren; nach etwa eineinhalb Jahren beginnt er im Hals abzusteigen, bis er mit etwa vierzehn Jahren seine endgültige Position erreicht hat, wie sie allein für den erwachsenen Menschen typisch ist (vgl. *Lewin, R.* 1995, 184f.). Gilt das aber auch für die Sprache selbst? Begann das menschliche Sprechen mit den Lautäußerungen der Säuglinge und dem beruhigenden Singsang ihrer Mütter und endet es derzeit mit der rationalen Verwendung von Sprache zu Mitteilungszwecken? Barg es schon immer die Tendenz zum Luxurieren, zur Ornamentik in sich, wie sie auch heute noch in der Poesie - und ich frage: nur dort? – zu beobachten ist (zum Begriff der Luxurierung siehe *Koenig, O.* 1975, 154f. und *Liedtke, M.* 1994, 12ff.)? Der Schlüssel zu dieser Frage scheint mir, wie gesagt, in den besonderen Bedingungen der menschlichen Säuglings- und Kleinkindzeit zu liegen.

Man könnte die Auffassung vertreten, mit der Säuglingszeit beginne eine kontinuierliche Entwicklung, die schließlich ins Erwachsenenalter mündet. Das würde aber bedeuten, daß der heranwachsende Organismus sich zu keiner Zeit in einem definierten Status befände. Die Funktionsfähigkeit eines sich dergestalt über Jahre kontinuierlich verändernden Organismus wäre sicherlich nicht ohne Einschränkungen aufrechtzuerhalten. Tatsächlich spricht vieles dafür, daß die postnatale Entwicklung - wie schon die pränatale - *schubweise* erfolgt, mit zwischengeschalteten Perioden, in denen der Organismus auf der Basis des Erreichten ein geordnetes Leben führt, in dem er die neu entwickelten Strukturen in Ruhe ausfalten kann. Es hat sich sogar gezeigt, daß innerhalb einer Organisationsphase mehrere „Entwicklungssprünge“ mit jeweils folgender Konsolidierung hintereinander auftreten können, der Entwicklungsschub selbst also wieder aus einzelnen Schüben besteht, in denen sich die für diese Stufe spezifischen Wahrnehmungs- und Verhaltensdispositionen etablieren (*Emde, R. N./Gaensbauer, T. 1982*). Wenn man bedenkt, was eingeschränkte Funktionsfähigkeit für ein Lebewesen für Risiken birgt, wird man vermuten dürfen, daß derartiges möglichst vermieden wird. Wo es aber unvermeidlich ist, etwa in Prozessen der Umorganisation vorhandener funktionierender Strukturen, wird diese Phase sich möglichst kurz gestalten. Die Aufteilung komplexer Entwicklungen in einzelne Stufen, deren jede unter spezifischen Bedingungen ein Höchstmaß an Funktionsfähigkeit darstellt, ist eine in diesem Sinne effektive Strategie der Risikominimierung.

Nach Ansicht von Entwicklungspsychologen gehört das „Wissen um die Aufeinanderfolge bestimmter Entwicklungsstufen ... zu dem Bestand uraltester menschlicher Erfahrung“ (*Hetzer, H. 1969, 9*). Es existieren zwar sehr verschiedene Theorien über Art und Ursache der Stufenfolge (vgl. z.B. *Flavell, J. H. 1979, Kagan, J. 1987, Oerter, R./Montada, L. 1987, Piaget, J./Inhelder, B. 1987, Mietzel, G. 1989, u.a.m.*), daß es aber unterscheidbare Zustandsformen gibt, die sich entlang der Zeitachse wieder auflösen, ihre *Harmonie* verlieren und sie dann in einer neuen Form wiedererlangen, scheint außer Zweifel zu stehen. In der körperlichen Entwicklung ist der Wechsel der „Gestalt“ ja auch jedermann offensichtlich. Bezüglich der Entwicklung des Verhaltens und der Kognition wird angenommen, daß sie mit der körperlichen in etwa synchron verlaufe (z.B. *Hetzer, H. 1969, und Mietzel, G. 1989*).

Tatsächlich scheint es aber umgekehrt zu sein. Nicht die Entwicklung des Interpretations- und Verhaltenssystems ist mit der körperlichen Entwicklung irgendwie synchronisiert, sondern der jeweilige körperliche Status, die „Gestalt“, das sichtbare Muster aus Körperform und Bewegungsweise, sig-

nalisiert die Veränderung des Verhaltenssystems nach außen. Wenn man mit Leyhausen davon ausgeht, daß in einer in Form „Relativer Stimmungshierarchien“ verfaßten Verhaltensorganisation das Reifen neuer Antriebe zwangsläufig zum Auftreten neuer Interessen und Wahrnehmungsweisen und zur Formierung neuer Verhaltensmuster führt (vgl. Leyhausen, P. 1965), dann liegt es gerade für ein soziales Lebewesen nahe, den Art- und Gruppengenossen anzuzeigen, in welchem Entwicklungsstadium das Antriebssystem sich befindet, damit diese jederzeit angemessen auf das Kind bzw. den Heranwachsenden reagieren können. Es ist die sukzessive Einbindung von Antrieben - und damit auch Interessen und Lerndispositionen - die die Veränderungen des äußeren Signalbildes überhaupt in einen sinnvollen Zusammenhang stellt (vgl. dazu auch Kagans Definition der Entwicklungsstufe „im Sinne von veränderten Beziehungen zwischen psychischen Dispositionen aufgrund der Reifung einer neuen Kompetenz“, Kagan, J. 1987, 114).

Die Probleme, die der Säugling in seinem frühen extraterinen Leben zu bewältigen hat, hängen eng mit der Stammesgeschichte des Menschen zusammen. Als *Säugetier* muß er die für diese Klasse spezifische Art der Ernährung bewältigen, d.h. zunächst einmal die Nahrungsaufnahme an der Mutterbrust (oder einem Äquivalent). Als *ehemaliger Tragling* (Hassenstein, B. 1970, Wickler nennt ihn in Anlehnung an Portmanns Sprachgebrauch „Mutterhocker“, Wickler, W. 1969, 255f., vgl. auch Portmann, A. 1969) hat er weiterhin dazu beizutragen, daß er der Mutter - bzw. sie ihm - nicht verloren geht. In dieser Phase, die ungefähr eineinhalb Jahre umfaßt, wird der Säugling, falls seine Umwelt es zuläßt, eine emotionale Bindung zu seiner Dauerpflegerson (in der Regel die Mutter) eingehen, wodurch seinen erbkoordinierten Wartungsappellen ein ständiger Adressat gesichert wird (siehe dazu z.B. Schmalohr, E. o.J., Hassenstein, B. 1970 und 1973, Bowlby, J. 1973, Lausch, E. 1974, Hassenstein, B./Hassenstein, H. 1978, Eibl-Eibesfeldt, I. 1984, 237ff., Großmann, K. E. 1987, u.a.m.). Außerdem wird er die Grundlagen der Sprache und der arttypischen Fortbewegung entwickeln sowie die Kontrolle über seine Schließmuskeln erlangen (Einzelheiten dazu bei Promp, D. W. 1990, 93ff.).

Wie bereits angedeutet wurde, *paßt* das Verhalten, das der Säugling zeigt, ohne es erst lernen zu müssen, ausgezeichnet zu der Situation, die er vorfindet. Er beherrscht das Brustsuchen, das Säugen und den Kontaktschrei. Dabei kann es natürlich nicht bleiben. Deshalb besteht die hauptsächliche Entwicklungsaufgabe dieser ersten Organisationsphase darin, eine solide Grundlage für die Ausbildung weiterer Fähigkeiten herzustellen (zum Begriff der „Entwicklungsaufgabe“ siehe Oerter, R. 1987, 119ff.). Für einen

zunächst vollständig auf Fremdversorgung angewiesenen und an Fremdversorgung angepaßten Organismus heißt das, er muß sich der Versorgung sicher sein können, sonst würde er entweder verderben oder ausschließlich damit beschäftigt sein müssen, irgendwelche Erwachsenen für die Beschaffung seines Unterhalts zu gewinnen. Das Kindchenschema - ein *Muster*, eine Signalstruktur, die alle Erwachsenen praktisch zur Beschäftigung mit dem Säugling einlädt (nach Lorenz, K. 156ff.), käme dieser Aufgabe durchaus entgegen. Seine Kennzeichen sind jedoch, wie Eibl-Eibesfeldt schreibt, „bei der Geburt noch nicht voll entwickelt“ (Eibl-Eibesfeldt, I. 1984, 261). Sie werden allerdings zunächst auch noch nicht benötigt, denn nichts befördert die Ausbreitung der eigenen (mütterlichen und väterlichen) Gene im Genpool einer Population mehr als elterliche Investitionen in die *eigenen* Kinder. Da vor der Geburt weder das Kind die Eltern noch die Eltern das Kind *persönlich* kennen, besteht die Notwendigkeit, die Voraussetzungen dafür in Form einer individualisierten Bindung zwischen Kind und Mutter, später (oder ersatzweise) auch in andere Dauerpflegepersonen, erst noch zu schaffen (die einzige sich pränatal ergebende Möglichkeit des individuellen Erkennens der Mutter durch das Kind bietet der mütterliche Herzschlag und vielleicht noch die Stimme, vgl. Lausch, E. 1974, 136ff., und Jonas, D. F./Jonas, A. D. 1979, 175ff.; kritische Diskussion der Herzschlaghypothese bei Eibl-Eibesfeldt, I. 1984, 269ff.). Sie käme dem Bedürfnis des Kindes nach einer Pflegeversicherung ebenso entgegen wie der elterlichen Strategie, möglichst den eigenen Nachwuchs zu fördern. In der Verhaltensbiologie werden hier koevolutiv entwickelte „prägungsähnliche Lernprozesse“ angenommen, die in einer „sensiblen Periode“ stattfinden (Hassenstein, B. 1973, 340ff., Hess, E. H. 1975, 392ff., Eibl-Eibesfeldt, I. 1987, 395ff.). In dieser Periode (etwa die ersten achtzehn Monate) lernt der Säugling *von sich aus*, wer von den Personen seiner unmittelbaren Umgebung sich speziell für ihn verantwortlich fühlt - vorausgesetzt, er erhält die Gelegenheit dazu (im anderen Falle können schwere Deprivationen [Hospitalismus] auftreten, Spitz, R. A. 1976). Andererseits scheint die Mutter sehr viel schneller, unter Umständen bereits kurze Zeit nach der Geburt, die emotionale Bindung zum Kind herzustellen (Eibl-Eibesfeldt, I. 1984, 246ff.). Dies ist auch nicht anders zu erwarten, da die Mutter bereits während der Schwangerschaft Gelegenheit hat, sich mit ihrem Kind zu befassen und sich auf es einzustellen. Die Bindung des Vaters an sein Kind scheint sich dagegen langsamer zu vollziehen (Eibl-Eibesfeldt, I. 1984, 284ff.).

Die Verhaltensentwicklung des Säuglings läßt sich klar in zwei Abschnitte gliedern, deren jeder durch einen „Entwicklungssprung“ eingeleitet wird.

Der erste findet zu Beginn des dritten Monats statt und ist durch das Auftreten des „sozialen Lächelns“ gekennzeichnet (*Emde, R. N./Gaensbauer, T. 1982, 675f.*). Nach einer kurzen Konsolidierungsphase findet etwa im achten Monat mit dem Auftreten des „Fremdelns“ der nächste „Entwicklungssprung“ statt. Er ist mit dem Auftreten bestimmter kognitiver Fähigkeiten verbunden, insbesondere der Fähigkeit, frühere Eindrücke zu berücksichtigen (*Emde, R. N./Gaensbauer, T. 1982, 678.*). Auch nach diesem „Entwicklungssprung“ gibt es wieder eine Konsolidierungsphase. Das „Fremdeln“ als Kehrseite der individualisierten Bindung hängt nach neuerer Forschung ganz eindeutig mit der Reifung bestimmter Hirnstrukturen und ihrer Verbindungen zusammen (*Kalin, N. H. 1993.*).

Der individualisierten Bindung besonders förderlich sind auch - neben visuellen Signalen (außer dem Lächeln der lange Blickkontakt und weitere Ausdrucksbewegungen, *Eibl-Eibesfeldt, I. 1984, 266f.*), taktilen Signalen (*Eibl-Eibesfeldt, I. 1984, 269ff.*), olfaktorischen Signalen (zumindest wird der individuelle Geruch erkannt, *Eibl-Eibesfeldt, I. 1984, 255, vgl. auch Morath, M. 1978, 464*) und gustatorischen Signalen (Küssen, Lecken, Beknabbern, *Eibl-Eibesfeldt, I. 1984, 267ff.*) – akustische Signale. Gerade die frühe Sprachentwicklung scheint eng mit dem prägungsähnlichen Entstehen der Eltern-Kind-Bindung zusammenzuhängen. Es scheint nämlich so zu sein, daß Lautstärke, Tonfall, Sprachmelodie und Sprachrhythmus (= Parasprache, vgl. *Argyle, M. 1972, 251ff.*, siehe auch *Sarles, H. B. 1969* und *Linden, E. 1976, 259*) den eigentlich sozialen Aspekt sprachlicher Kommunikation ausmachen, denn Sprache signalisiert *Stimmung(!)*: Die *Stimme* kann einen „drohenden Unterton“ haben, sie kann „vor Erregung zittern“, „vor Wut beben“, aber auch „tränenerstickt“ oder „traurig“ oder „dumpf“ sein oder ganz versagen, ebenso kann sie „zärtlich“, „beruhigend“, „fest“ oder „fröhlich“ sein. Doris und David Jonas nehmen daher an, die Fähigkeit zur begrifflichen Symbolsprache sei erst eine stammesgeschichtlich späte Erwerbung. Sie sei auf die phylogenetisch älteste Funktion der melodisch-rhythmischen Lauterzeugung gleichsam „aufgepfropft“, und dies sei die „Stimmföhlung“ zwischen Mutter und Kind (*Jonas, D. F./Jonas, A. D. 1979, 200ff.*, der Begriff der „Stimmföhlung“ stammt von *Lorenz, K. 1931*). Diese Funktion wird vornehmlich dem Lallen des Säuglings und dem Zurücklallen der Mutter zugewiesen, das völlig unreflektiert geschieht (*Jonas, D. F./Jonas, A. D. 1979, 207 und 185f.*). Die Stimmföhlung soll eine Vertiefung der Mutter-Kind-Bindung bewirken und dem Kind die Präsenz der Mutter beweisen. Das rhythmische Zurücklallen der Mutter wirkt jedenfalls beruhigend auf das Kind, genau wie „echtes“ Sprechen mit derselben Intention: „Der Sinn der Worte ist für die beabsichtigte Wirkung gleichgültig; ent-

scheidend sind geringe Lautstärke, dunkle Klangfarbe und regelmäßige Sprachmelodie“ (*Kneutgen, J. 1970, 263*). So entsteht nach Johannes Kneutgen „suggestives Sprechen“, das sich durch „ständige Wiederholungen“ und „Rhythmus“ auszeichnet (*Kneutgen, J. 1970, 263*). Rhythmik (= Muster) und Wiederholung (= Redundanz) weisen dabei eindeutig auf das Vorliegen einer *Signalstruktur* hin. Rhythmisierung durch Reduplikation ist auch ein universales Merkmal der Wiegenlieder, ebenso der sogenannten „Ammensprache“, die nicht allein der Beruhigung dient, sondern auch anderen Arten der Kontaktpflege (*Ruke-Dravina, V. 1976, 14*, vgl. auch *Eibl-Eibesfeldt, I. 1984, 265f.*). Nach Roman Stopa (*Stopa, R. 1973, 158*) ist dies auch ein Merkmal „primitiver“ Sprachen, das seiner Meinung nach sogar „eine Verknüpfung mit den Lautgebungen der Schimpansen“ erlaubt (*Stopa, R. 1973, 162*)! Andererseits sind Rhythmik und Redundanz auch Merkmale der Poesie, was Gert Kalow dazu veranlaßt, Poesie geradezu als „Atemschrift“ zu bezeichnen, mit deren Hilfe das verbindliche - und damit die Gemeinschaft verbindende - Wissen lange vor der Erfindung der Schrift bewahrt und weitergegeben werden konnte (*Kalow, G. 1975, 61ff.*).

Ebenfalls unter dem Aspekt der Bindung, genauer: der „Disgregations-Angst“, hat Rudolf Bilz den menschlichen Kontaktruf untersucht, der unabhängig von den verwendeten Silben oder Wörtern (z.B. Ma-ma, hu-hu, hierher) aus einer Terz, der „Kuckucks-Terz“, besteht (*Bilz, R. 1956*). Sie stellt sich automatisch beim Rufen ein. Dieser Kontaktruf soll ebenfalls stammesgeschichtlich sehr alt sein und eine Instinkthandlung darstellen, die den verlorengegangenen Blickkontakt des Einzelnen zu seiner Gruppe ersetzt. Daraus leitet Bilz dann weiter die Form des Wechselgesangs von Solostimme und Chor ab, die er als echolalische Bestätigung interpretiert. Als Anforderung einer solchen Bestätigung könnten auch repetierende Zustimmung heischende Formeln gelten, wie „nicht wahr?“, „gelt?“, „wohl?“ usw. Ritualisierte Dialoge können weiterhin als Bestätigung der Gruppenzugehörigkeit dienen und haben dann häufig die Funktion des Grußes (zahlreiche Beispiele bei *Rauers, F. 1936 und 1941*). Bilz, Kneutgen, Kalow und andere weisen damit auf eine Ebene der akustischen Kommunikation hin, die auch bei der Betrachtung des Spracherwerbs unbedingt zu berücksichtigen ist: die bindende Funktion der menschlichen Lauterzeugung! Els Oksaar legt daher größten Wert auf die Feststellung, „daß man die Frage des Erwerbs von Sprache nicht von der Frage nach anderen Mitteln der kindlichen Kommunikation und Interaktion isolieren kann“ (*Oksaar, E. 1979, 148*. Vgl. auch dies. 1977, 122ff., sowie *Eibl-Eibesfeldt, I. 1984, 260ff.*) - und die Eltern-Kind-Interaktion der ersten eineinhalb Lebensjahre steht vornehmlich im Dienst der Bindung. Verständlicherweise beginnt der

Erwerb lexikalischer Einheiten deshalb erst, wenn die Lauterzeugung ihre primäre Funktion, die Eltern-Kind-Bindung zu stabilisieren, erfüllt hat. Nach Eric Lenneberg ist das nach etwa achtzehn Monaten der Fall (Lenneberg, E. H. 1977, 162f.). Dann findet die erste Organisationsphase allmählich ein Ende. Wenn auf diese Weise beim Kind das *Urvertrauen* installiert ist (Erikson, E. H. 1973, 62ff.), können die bis dahin entwickelten Fähigkeiten (Sprachkompetenz und Werkzeugmotorik) in Ruhe ausgefaltet werden.

Dies geschieht im nun folgenden Kleinkindalter. Die betreuungsauslösenden Merkmale des Kindchenschemas sind jetzt voll ausgestaltet, und die Sprachansätze und die täppische Bewegungsweise werden gerade in dieser Periode oft als besonders „niedlich“ empfunden (nach *Eibl-Eibesfeldt* besteht die Hauptaufgabe des Kindchenschemas darin, den kleinen Erdenbürger „vor Aggressionen der Mitmenschen zu schützen, vor allem, wenn er in seiner Tolpatschigkeit etwas anstellt“, *Eibl-Eibesfeldt, I.* 1984, 261). Das äußere Signalbild ist ein sichtbares Zeichen dafür, daß das Kleinkind trotz beginnender Exploration immer noch vollständig auf Fremdversorgung angewiesen ist. Die vorangegangene Bindungsphase ist ja geradezu die Voraussetzung dafür, daß das Kind sich nunmehr auch von der Mutter lösen kann, ohne ihren Verlust befürchten zu müssen. Das Kleinkind ordnet jetzt die Welt, soweit es sie überschaut, und entwickelt angemessene Denk- und Handlungsmuster. Diese Phase der Konsolidierung ist geradezu als „Spielalter“ definiert (vgl. *Hetzler, H.* 1969, 67, siehe auch *Oerter, R.* 1987, 214ff.), was auf die Abwesenheit biologischer Ernstvollzüge hinweist. Es ist daher zu vermuten, daß dem Angewiesensein auf Fremdversorgung das vorläufige Fehlen wichtiger Antriebe aus den Bereichen der Nahrungsbeschaffung und Fortpflanzung entspricht. Das Kind kann so eine gewisse Zeit lang ungehindert von Verhaltenstendenzen, die seine bisher erlangten Fähigkeiten bei weitem überfordern würden, die Beschaffenheit seiner näheren Umwelt - auch der sozialen - in Erfahrung bringen. Die Kombination von bindungs- und schlüsselreizgesicherter Fremdversorgung einerseits und der überaus großen sprachbezogenen, manipulatorischen und sensorischen Lernbereitschaft, die sich in dem relativ engen sozialen Kontext der erweiterten Familie entfalten kann, andererseits, scheint optimal in Anbetracht der Fülle möglicher Erfahrung, die bewältigt sein muß, wenn sichere Orientierungen den Ausgangspunkt für die später zu erlangende Selbständigkeit bilden sollen.

Dieses „entspannte Feld“ könnte den Nährboden abgegeben haben für die Luxurierung und Funktionserweiterung der darin von der sozialen Hauptaufgabe weitgehend freigestellten Lauterzeugung. Hier könnte möglicherweise wiederum die Mutter eine wichtige Rolle spielen, indem sie nunmehr

die Lauterzeugung im Umgang mit dem Kind zu spielerischen Zwecken einsetzt. Es hat sich nämlich in zwei kanadischen Studien gezeigt, „daß die Menge des weiblichen Hormons Östrogen die sprachlichen Fähigkeiten der Frauen beeinflußt“, und zwar fielen „Wortspiele und Zungenbrecher“ den Testpersonen „um so leichter, je höher ihr Östrogenspiegel war“ (nach *Senior, K./Ensik, K.* 1992, 50). Der spielerische Umgang mit der Lauterzeugung im „entspannten Feld“ könnte die Grundlage gewesen sein für die Zuordnung von Lautmuster und Bedeutung. Zwar macht das Kind in seiner Entwicklung zum Erwachsenen noch weitere Organisations- und Konsolidierungsphasen durch - erster Gestaltwandel, Schulkindalter, Pubertät, Adoleszenz - aber der im Kleinkindalter eingeschlagene Weg, die „Stimmföhlung“ zur Sprache zu erweitern, wird nun nicht mehr verlassen. Jetzt können mit der Sprache nicht mehr nur soziale Kontakte geknüpft und erhalten und die eigene Befindlichkeit ausgedrückt werden, jetzt werden aus spielerisch hervorgebrachten Lautornamenten Worte und Sätze, mit denen auch Menschen und Dinge und Vorstellungen zu benennen sind sowie Zustände, Abläufe, Tätigkeiten, Verhältnisse usf. Die weitere Entwicklung föhrt nur noch zu größerer Komplexität des sprachlichen Ausdrucks und zu alters- und gruppenspezifischen Themen. Der Startpunkt liegt im Kleinkindalter.

Da Sprechen Motorik ist, darf man Antriebsmechanismen vermuten, die diese Motorik hervorbringen: Spezifische Lauterzeugung wird beim Kleinkind vermutlich durch spezifische Schlüsselreize ausgelöst. Sie kann aber sicherlich auch spontan auftreten, wenn dem Kind eben nach Schreien, Lallen oder Plappern ist. Lauterzeugung einschließlich Sprache wird dann erst einmal zum Selbstzweck, wie jede andere Endhandlung auch, und insofern sie aus kleinsten motorischen „Bausteinen“ neu kombinierte „Erwerbsmotorik“ ist, darf mit einer analogen „Funktionslust“ gerechnet werden (vgl. dazu *Prompt, D. W.* 1990, 52ff. und 70ff.). Und wie auch motorische Muster nur eingefahren werden können, die erlernte Motorik nur sinnvoll funktionieren kann, wenn zugleich die Wahrnehmungsmuster entstehen, die erkennen lassen, ob eine gegebene Situation ein bestimmtes motorisches Muster erfordert bzw. ermöglicht, muß mit der Funktionserweiterung der Stimmföhlung zur Sprache das Sprachverstehen und das Erkennen von Situationen, in denen bestimmte Sprechakte angemessen sind, aufgetreten sein. Daher gilt uns heute die Sprache als ein frei verfügbares Medium der Verständigung über „Gott und die Welt“.

Das, was als spielerische Lautornamentik begann, die sich auch heute noch in vielen Ammenliedern, Kinderreimen und Abzählversen manifestiert, konnte somit zum Bedeutungsträger werden. Es scheint, daß es beim Menschen, genau wie bei den protokulturellen Leistungen der nichtmenschli-

chen Primaten (vgl. dazu *McGrew, W. C. 1992*), primär die jungen Mütter waren, die hier Gen-Kultur-koevolutiv fruchtbares Neuland beschriften - möglicherweise nur einmal und an einem einzigen Ort (*Fester, R. 1981*, vgl. auch *Cavalli-Sforza, L. L. 1992*). Die bindende und die Stimmungen signalisierende Funktion der Lautgebung ging dadurch nicht verloren, und, wie ich behaupte, auch nicht die Luxurierungstendenz. Die Zuordnung von Bedeutungen zu Mustern menschlicher Lautgebung führte zwar zum rationalen Gebrauch von Sprache und gab ihr damit eine neue Funktion, nämlich über die eigene Befindlichkeit hinaus noch etwas mitzuteilen. Sie erschöpfte die Sprache aber nicht darin, im Gegenteil. In Form von Poesie und Gesang diente sie nach Kalow von Anfang an vor allem der Bewahrung und Tradierung von Wissen. Dabei blieb das spielerische Element der Lautgebung, die Lautornamentik, erhalten und wucherte in die Mitteilungs- und Tradierungsfunktion hinein. Wieder war es das Mutter-Kind-Verhältnis, in dem nun die Verbalornamentik aufblühte. Die Kinderliedersammlung von Karl Simrock oder die von Janne Minck gesammelten Kinderlieder und Kinderreime aus aller Welt bieten eine Fülle von Beispielen für die verspielte Musterbildung mit „echten“ Wörtern und „echtem“ Satzbau, teilweise noch durchsetzt oder eingeleitet mit reinen Lautornamenten.

Aber auch in der „ernsthafte[n]“ modernen Dichtung findet sich der spielerische Umgang mit Lauten und Sprache. Schöne Beispiele für Verbalornamentik finden sich bei Morgenstern und Ringelnatz, wie etwa dieses:

Joachim Ringelnatz

Logik

Die Nacht war kalt und sternenklar,
Da trieb im Meer bei Norderney
Ein Suahelischnurrbarthaar. -
Die nächste Schiffsuhr wies auf drei.

Mir war da mancherlei nicht klar,
Man fragt doch, wenn man Logik hat,
Was sucht ein Suahelihaar
Denn nachts um drei am Kattegatt?

Mit dem Dadaismus prägt sogar die Lautornamentik eine gesamte Stilrichtung. Bei Oskar Pastior, einem modernen Poeten und Schriftsteller (geb. 1927), finden sich nicht nur Lautornamentik und Verbalornamentik als

Droben auf dem schroffen Steine
raucht in Trümmern Autafort,
und der Burgherr steht gefesselt
vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
der die Kinder aufgewiegelt
gegen ihres Vaters Wort?“

Steht vor mir, der sich gerühmet
in vermeßner Prahlerei,
daß ihm nie mehr als die Hälfte
seines Geistes nötig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
ruf den ganzen doch herbei,
daß er neu dein Schloß dir baue,
deine Ketten brech entzwei!“

„Wie du sagst, mein Herr und König,
steht vor dir Bertran de Born,
der mit einem Lied entflamte
Perigord und Ventadorn,
der dem mächtigen Gebieter
stets im Auge war ein Dorn,
dem zuliebe Königskinder
trugen ihres Vaters Zorn.“

Deine Tochter saß im Saale,
festlich, eines Herzogs Braut,
und da sang vor ihr mein Bote,
dem ein Lied ich anvertraut,
sang, was einst ihr Stolz gewesen,
ihres Dichters Sehnsuchtslaut,
bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
ganz von Tränen war betaut.

Aus des Ölbaums Schlummerschatten
fuhr dein bester Sohn empor,
als mit zornigen Schlachtgesängen
ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
und ich trug das Banner vor,
jenem Todespfeil entgegen,
der ihn traf vor Montforts Tor.

Blutend lag er mir im Arme;
nicht der scharfe, kalte Stahl -
daß er sterb in deinem Fluche,
das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt er dir die Rechte
über Meer, Gebirg und Tal;
als er deine nicht erreichtet,
drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort da oben,
ward gebrochen meine Kraft;
nicht die ganze, nicht die halbe
blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
seit der Geist mir liegt in Haft;
nur zu einem Trauerliede
hat er sich noch aufgerafft.“

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
hast der Tochter Herz verzaubert,
hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Toten,
die verzeihend ihm gebührt!
Weg die Fesseln! Deines Geistes
hab ich einen Hauch verspürt.“

Aber nicht nur in der hohen Dichtkunst begegnet uns Verbalornamentik und vielleicht auch Bedeutungsornamentik, sondern auch in der ernsthaften - wiederum im „entspannten Feld“ - von Erwachsenen für Erwachsene produzierten Prosa. Ich meine hier nicht allein die fiktiven Begebenheiten, die uns in Mythen, Märchen und Romanen begegnen, oder Sagen und Epen als Schnittstelle zwischen „historischer Wahrheit“ und „dichterischer Freiheit“. Ich denke vielmehr an so manche Theorie mit wissenschaftlichem Anspruch, vielleicht sogar an meine hier soeben verkündete. Es ist möglicherweise das spielerische Element der Sprache, abgehoben von der allzu engen Verbindung zur uns umgebenden „harten Realität“, das zu neuen Einsichten führt. Die Brücke dahin könnten ornamentale Strukturen sein, die uns als Muster mit neuen Bedeutungen erscheinen.

Literatur

- ARGYLE, Michael (1972): Non-verbal communication in human social interaction, in: Hinde, Robert A.: Non-verbal communication, Cambridge 1972 (Univ. Press) 243 - 269.
- BILZ, Rudolf (1956): Die Kuckucks-Terz. Eine paläoanthropologische Studie über die Disgregations-Angst, in: Bilz, Rudolf: Paläoanthropologie, 1. Band, Frankfurt/M. 1971 (Suhrkamp) 332 - 350.
- BOWLBY, John (1973): Mütterliche Zuwendung und geistige Gesundheit, München: Kinder.
- CAVALLI-SFORZA, Luigi Luca (1992): Stammbäume von Völkern und Sprachen, Spektrum der Wissenschaft 1/92, 90 - 98.
- EIBL-EIBESFELDT, Irenäus (1984): Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie, München/Zürich: Piper.
- EIBL-EIBESFELDT, Irenäus (1987): Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung, München/Zürich: Piper.
- EMDE, R. N./GAENSBAUER, T. (1982): Modelle über Gefühle beim Kind, in: Immelmann, Klaus, et al. (Hrsg.): Verhaltensentwicklung bei Mensch und Tier. Das Bielefeld-Projekt, Berlin/Hamburg 1982 (Parey) 671 - 692.
- ERIKSON, Erik H. (1973): Identität und Lebenszyklus, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- FESTER, Richard (1981): Urwörter der Menschheit. Eine Archäologie der Sprache, München: Kösel.
- FLAVELL, John H. (1979): Kognitive Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- GEHLEN, Arnold (*1966): Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt, Frankfurt/M.: Athenäum.
- GROSSMANN, Klaus E. (1987): Die natürlichen Grundlagen zwischenmenschlicher Bindung. Anthropologische und biologische Überlegungen, in: Niemitz, Carsten (Hrsg.): Erbe und Umwelt. Zur Natur von Anlage und Selbstbestimmung des Menschen, Frankfurt/M. 1987 (Suhrkamp) 200 - 235.

- HASSENSTEIN, Bernhard (1970): Tierjunges und Menschenjunges im Blick der vergleichenden Verhaltensforschung, Stuttgart: Gentner.
- HASSENSTEIN, Bernhard (1973): Verhaltensbiologie des Kindes, München: Piper.
- HASSENSTEIN, Bernhard/HASSENSTEIN, Helma (1978): Was Kindern zusteht, München: Piper.
- HESS, Eckhard H. (1975): Prägung, München: Kindler.
- HETZER, Hildegard (1969): Kind und Jugendlicher in der Entwicklung, Hannover: Schroedel.
- JONAS, Doris F./JONAS, A. David (1979): Das erste Wort. Wie die Menschen sprechen lernten, Hamburg: Hoffmann und Campe.
- KAGAN, Jerome (1987): Die Natur des Kindes, München: Piper.
- KALIN, Ned H. (1993): Neurobiologie der Angst, Spektrum der Wissenschaft 6/93, 76 - 83.
- KALOW, Gert (1975): Poesie ist Nachricht. Mündliche Tradition in Vorgeschichte und Gegenwart, München: Piper.
- KNEUTGEN, Johannes (1970): Eine Musikform und ihre biologische Funktion. Über die Wirkungsweise der Wiegenlieder, Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie 17, 245 - 265.
- KOENIG, Otto (1975): Urmotiv Auge. Neuentdeckte Grundzüge menschlichen Verhaltens, München/Zürich: Piper.
- LAUSCH, Erwin (1974): Mutter wo bist du? Auch kleine Kinder haben Rechte, Hamburg: Hoffmann und Campe.
- LENNEBERG, Eric H. (1977): Biologische Grundlagen der Sprache, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- LEWIN, Roger (1995): Die Herkunft des Menschen. 200.000 Jahre Evolution, Heidelberg/Berlin/Oxford: Spektrum Akademischer Verlag.
- LEYHAUSEN, Paul (1965): Über die Funktion der Relativen Stimmungshierarchie, dargestellt am Beispiel der phylogenetischen und ontogenetischen Entwicklung des Beutefangs von Raubtieren, in: Lorenz, Konrad/Leyhausen, Paul: Antriebe tierischen und menschlichen Verhaltens, München 1968 (Piper) 169 - 271.
- LIEDTKE, Max, Hrsg. (1994): Kulturethologie. Über die Grundlagen kultureller Entwicklungen, München: Realis.
- LINDEN, Eugene (1976): Apes, men, and language, New York: Penguin Books.
- LORENZ, Konrad (1931): Beiträge zur Ethologie sozialer Corviden in: Lorenz, Konrad: Über tierisches und menschliches Verhalten Bd. 1, München 1965 (Piper) 13 - 69.
- LORENZ, Konrad (1950): Ganzheit und Teil in der tierischen und menschlichen Gemeinschaft, in: Lorenz, Konrad: Über tierisches und menschliches Verhalten Bd. 2, München 1965 (Piper) 114 - 200.
- McGREW, William Clement (1992): Chimpanzee material culture: implications for human evolution, Cambridge: Cambridge University Press.
- MIETZEL, Gerd (1989): Wege in die Entwicklungspsychologie. Kindheit und Jugend, München: PVU.
- MINCK, Janne, Hrsg. (1972): Ri-Ra-Rutsch. Kinderreime und Kinderlieder aus aller Welt, Frankfurt/M.: Ullstein Taschenbücher-Verlag.
- MOIR, Anne/JESSEL, David (1990): Brainsex. Der wahre Unterschied zwischen Mann und Frau, Düsseldorf/Wien/New York: Econ.
- MORATH, Michael (1978): Ethologie der Kindheit (1), in: Stamm, Roger Alfred/Zeier, Hans (Hrsg.): Lorenz und die Folgen - Die Psychologie des 20. Jahrhunderts Bd. VI, Zürich 1978 (Kindler) 462 - 469.

- OERTER, Rolf (1987): Kindheit, in: Oerter, Rolf/Montada, Leo (Hrsg.): Entwicklungspsychologie, München 1987 (PvU) 204 - 264.
- OERTER, Rolf/Montada, Leo, Hrsg. (1987): Entwicklungspsychologie, München: PvU.
- OKSAAR, Els (1977): Spracherwerb im Vorschulalter. Einführung in die Pädolinguistik, Stuttgart: Kohlhammer.
- OKSAAR, Els (1979): Spracherwerb und Kindersprache in evolutiver Sicht, in: Peisl, Anton/Mohler, Armin (Hrsg.): Der Mensch und seine Sprache, Frankfurt/M./Berlin/Wien 1979 (Ullstein) 145 - 166.
- PASTIOR, Oskar (1995): Lange Weile – kurzer Punkt. Eigenzeit Sprache, in: Held, Martin/Geißler, Karlheinz A. (Hrsg.): Von Rhythmen und Eigenzeiten. Perspektiven einer Ökologie der Zeit, Stuttgart 1995 (Hirzel) 67 - 79.
- PIAGET, Jean/Inhelder, Bärbel (1987): Die Psychologie des Kindes, München: dtv.
- PORTMANN, Adolf (1969): Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen, Basel/Stuttgart: Schwabe & Co.
- PROMP, Detlef W. (1990): Sozialisation und Ontogenese - ein biosoziologischer Ansatz, Berlin/Hamburg: Parey.
- RAUERS, Friedrich (1936): Hänselbuch, Essen: Essener Verlagsanstalt.
- RAUERS, Friedrich (1941): Kulturgeschichte der Gaststätte, 2 Bde., Berlin: Metzner.
- RUKE-DRAVINA, Velta (1976): Gibt es Universalien in der Ammensprache? Salzburger Beiträge zur Linguistik 2, 3 - 16.
- SARLES, Harvey B. (1969): The study of language and communication across species, Current Anthropology 10, 211 - 221.
- SCHMALOHR, Emil (o.J.): Frühe Mutterentbehmung bei Mensch und Tier, München: Kinder.
- SENJOR, Katja/ENSİKAT, Klaus (1992): Männer und Frauen – Die wahren Unterschiede, Natur 4/92, 44 - 50.
- SIMROCK, Karl (o.J.): Kinderlieder. Reime, Sprüche und Abzählverse, Wels: Lothar Borowsky.
- SPITZ, René A. (1976): Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart: Klett.
- STOPA, Roman (1973): Kann man eine Brücke schlagen zwischen der Kommunikation der Primaten und derjenigen der Urmenschen? In: Schwidetzky, Ilse (Hrsg.): Über die Evolution der Sprache, Frankfurt/M. 1973 (S. Fischer) 151 - 162.
- WICKLER, Wolfgang (1969): Sind wir Sünder? München/Zürich: Droemer.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1998

Band/Volume: [1998](#)

Autor(en)/Author(s): Promp Detlef W.

Artikel/Article: [Verbale Kommunikation als luxurierte Stimmföhlung?
36-50](#)